

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 163.

Freitag, 26. Juni.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie sahen alle mit Verehrung und Bewunderung zu ihm auf — nur in seinem eigenen Hause hatte man kein Versehen für ihn. Frau Elisabeth Seidenbender klagte viel über ihre eigene Gesundheit, sah grämlich drein und vergrub sich in die nie alle werdenden Nöte ihres Haushalts.

Sie stichelte und stützte die schadhaften Stellen in Johann Friedrichs Wärsern und Mänteln und schalt über die schnelle Abnutzung der Gewänder, da er sich nie in Acht nahm und bei Wind und Wetter einherlief — aber sie spürte nicht den gewaltigen Schlag dieses großen Herzens, das hinter dem allem pochte und arbeitete. Sie konnte sich ereifern über die Unachtsamkeit einer Magd, die ein Geschirr zerbrochen, aber wenn Johann Friedrich ihr von den Kämpfen und Sorgen der Stadt erzählte, so war es ihr gleichgültig, und sie gähnte.

Sie war nun zehn Jahre sein Weib, und sie waren sich noch mit keinem Schritt nähergekommen.

Ging das alles jetzt durch Seidenbenders Kopf, als er durch die nächtlichen Gassen zu Doktor Melchior schritt? Er straffte sich.

Was schierte ihn jetzt Weib und Kind? Es ging um Worms.

Melchior war noch auf und empfing ihn an der Tür. „Gott sei gedankt, daß Du endlich da bist, Johann Friedrich. Es war mir schwer genug, in Deiner Abwesenheit mit den Franzosen zu unterhandeln. Hier sind die Bedingungen der Kapitulation, über die wir uns endlich einigten.“ Er schob dem andern das Schriftstück zu, das auf seinem Arbeitstisch lag.

Seidenbender nahm es voll Hast in beide Hände und trat damit dicht unter den großen, brennenden Armleuchter.

Melchior war auf und ab gegangen im Zimmer, die Hände auf dem Rücken, während Seidenbender las. Dann berichtete er weiter:

„General Boufflers hat die Kapitulation gelesen, sie gebilligt und versprochen, daß er alles unverbrüchlich halten wolle.“

„So helfe uns Gott, daß er Wort hält. Ich glaube es nimmer“, sagte Seidenbender ernst und preßte die schmalen Lippen fest zusammen. Melchior hatte sich schwer an den breiten Holztisch gesetzt und den Kopf in beide Hände gestützt.

„Da sei Gott vor, daß Du Recht behältst, Johann Friedrich! Mich hat heute schon ein Jörn gefaßt, als am ersten Tage gleich fünfzig Dragoner die Andreasporte besetzten. Aber weißt Du, was der General noch gesagt hat? Wir sollten nur keine Sorge haben. Wir hätten nichts als lauter Güte zu erwarten. Es solle noch mehr gehalten werden, als versprochen sei. Wenn es nicht gar so nach französischer Heuchelei klinge, so könnte man wahrhaftig jetzt doppelt beruhigt zu Bett gehen! Danach hat sich der General in sein Quartier in der Kirchgartenhäuser Mühle begeben!“

Seidenbender hatte das Schriftstück wieder auf den Tisch zurückgelegt. Sorgenfalten waren auf seiner Stirn.

„Sie haben mir am Tor erzählt, daß man schon

allerhand gefordert habe für diese saubere Einquartierung?“

Melchior nickte. „Für das 1. Bataillon des Navarrischen Regiments zu Fuß mußten 1250 Pfund Brot, 825 Pfund gutes Fleisch und vieles andere mehr geliefert werden. Außerdem sollten die Offiziere vernünftig traktiert werden. Der König würde alles bezahlen!“ Wieder lachte Melchior auf. Raub und hart. „Die übrige Armee hat unterdessen ihr Lager auf der Bürgerweide bis gegen Bobenheim hin aufgeschlagen. Man hat mir gesagt, daß die Soldaten großen Schaden in den Weinbergen tun, indem sie die Stöcke mit den Trauben abschlagen und sich Hütten davon bauen.“

Johann Friedrich Seidenbender war ans Fenster getreten. Durch die runden Buhenscheiben sah eine schwarze, windige Octobernacht. Jetzt öffnete er die zusammengepreßten Lippen, und ein schwerer Seufzer zitterte durch den Raum.

„Wir müssen Tag und Nacht auf Posten sein, Melchior. O, es wird eine böse und saure Zeit kommen! Duden müssen wir uns und uns bücken vor vielen fremden Eindringlingen aus dem Westen. Weil wir keine Macht haben, die hinter uns steht mit Waffengewalt. Weil das Deutsche Reich so bitter viel zu tun hat mit sich selbst im Norden und Osten. Ach, daß man diesem Könige von Frankreich nicht entgegentreten kann mit erhobener Faust! Daß man die Hände auf den Rücken stecken und freundlich lächeln muß! Wehrlos ausgeliefert sind wir diesen gierigen Horden, die sich wie Heuschreckenschwärme über unsern fruchtbaren Ebenen ergießen. Raub ist es, was Frankreich betreibt. Raub, geistlicher Raub!“

Und Seidenbender preßte die Fäuste gegen die Brust, als wollte er dort etwas zurückdrängen, was ihm mit Gewalt das Herz zersprengen mußte. Melchior war zu ihm getreten und hatte ihm beide Hände auf die Schultern gelegt.

„Wir müssen die Ruhe bewahren, Johann Friedrich. Es geht eben nicht anders. Durch Auflehnung würden wir alles nur verschlimmern. Wie ich gehört habe, soll der Dauphin in der Nähe von Philippsburg sein. Seinem Schutze wollen wir die Stadt auch noch untertänigst empfehlen. Es soll ein leutseliger und freundlicher Herr sein.“

Damit gingen sie endlich auseinander.

Am anderen Morgen sagte Frau Emerentia Battenberg, als Sibylle etwas spät und verschlafen zum Frühstück erschien: „Du mußt nachher noch einen Gang für mich tun, Sibylle. Und zwar in die Stadt. Aber nur in Begleitung von Marie.“ Allein darfst Du jetzt nie und nimmermehr gehen. Es hat sich sonst schon nicht gekübelt für ein ehrliches Frauenzimmer, — nun aber in diesen gefährlichen Zeiten schickt es sich noch viel weniger, allein über die Straßen zu gehen.“

Sibylle löffelte an ihrem Teller Mehlsuppe, den sie morgens immer schwer bezwingen konnte.

Es war draußen ein grauer, düstiger Oktobertag, über den Rhein kruzte ein Krähschwarm, der gegen den Wind ankämpfte. Sie sahen um den runden Tisch im Wohnzimmer der Ahne, wo sie morgens ihr Früh-

Alld einzunehmen pflegten. Dorothee hatte sich ein wollenes Tuch um die Schultern gewickelt, denn es war kühl. Aber am Kamin bullerte schon behaglich ein lustiges Holzfeuer, das Marie vor einer Stunde entzündet, und das nun allmählich begann, seine Wärme ringsum zu verbreiten.

„Soll nicht lieber ich mit Sibylle gehen?“ fragte Dorothee, die aufgestanden war und sich die Hände am Kachelofen wärmte.

Man merkte der Jungfer Dorothee an, daß sie brennend gern einmal das Wormser Haus verließ, um nach Neuigkeiten zu forschen. Frau Emerentia wiegte bedächtig den Kopf.

„Zwei junge Frauenzimmer so ganz allein? Ich weiß doch nicht.“

Jetzt mußte Dorothee laut auflachen.

„Ihr vergeht wohl, Ahne, daß ich nun nächste Ostern bereits 40 Jahre zähle, also kein so ganz junges Frauenzimmer mehr sein kann. Und daß ich Mut habe und den Mund auf dem rechten Fleck, das wißt Ihr auch. Also, was gibt es zu besorgen in Worms?“

„Zum alten Fridolin Gildenborn solltet Ihr gehen, dem Oheim des Balthasar, so am Lindenplatz wohnt, nahe am Bürgerhof.“

Sibylle horchte auf. Ein flammendes Rot stieg ihr bis in die Schläfen. Sie hatte sich tief über ihren Teller gebeugt, der immer noch nicht leer war.

Dorothee zog das warme Tuch enger um die Schultern und sah zur Ahne herüber.

„Und was sollen wir bei dem alten Gildenborn?“

„Nur einmal fragen, ob er Botschaft von seinem Neffen bekam. Oder noch besser, Ihr bittet ihn, mich einmal wieder zu besuchen. Er war lange nicht hier. Ich eskimiere ihn sehr, und sein Besuch hat mich immer sehr erfreut in meiner Einsamkeit. Ich hätte gern allerhand besprochen mit ihm, denn sonst bekommt man doch niemand zu fassen von der Familie Gildenborn.“

Dorothee nickte eifrig.

„Dann werden wir sogleich gehen, damit wir zur Suppe zurück sind. Aber binde Dir den warmen Mantel über, Sibylle. Es weht ein kühler Wind.“

Das junge Mädchen war sehr verwirrt. Sollte es nun mitgehen oder nicht? Wie mochte das alles nur ablaufen? Vielleicht hat sein Neffe ihm dieselbe Botschaft geschickt, wie ihr selber. Und dann würde er gewiß alles besprechen mit Dorothee. Nein, nein, — es war besser, sie ging mit! Man konnte dann einem drohenden Unheil vielleicht noch Einhalt tun, — vorbeugen, — aufhalten, — aufschieben! Hundert Gedanken wirbelten ihr durch den Kopf. Sie nahm all ihren Mut und ihre Kraft zusammen.

„Ich gehe gleich mit Dir, Muhme Dorothee. Ich bin schon satt.“ Und sie schob hastig ihren noch launi geleerten Teller zurück.

Jedes Kind in Worms kannte das Häuslein des alten Fridolin Gildenborn am Lindenplatz, nicht weit vom Bürgerhof. Es hatte ein Gärtlein dicht daneben, von hoher Mauer umgrenzt. Hier sah man den alten Gildenborn oft auf und nieder gehen im langen, braunen Rock, die glatten, grauen Haare, die ungeduldet waren, bis auf die Schultern wallend.

Man sagte in Worms, daß er ein Sonderling sei, auch zeitlebens ein Einsamer gewesen. Er kam selten aus seinem Häuslein. Nur alle 8 Tage ging er auf den Wochenmarkt, um einzukaufen.

Heute, an diesem grauen und trüben Oktobermorgen stand Fridolin Gildenborn an seinem Fenster und sah in tiefen Gedanken auf die junge Linde im Gärtlein, die er selbst gepflanzt hatte.

Es war dem alten Gildenborn jedesmal im Herbst, als müsse er von jedem einzigen Blättlein, das da von seiner Linde fiel, noch besonders Abschied nehmen und ihm danken, daß es ihm den ganzen lieben Sommer lang so traulich Schatten spendet und soviel Freude gemacht. Ach, war der Baum vor seinem Fenster nicht ein steter Freudenguell für ihn? Wenn der Herbststurm so in seinen Zweigen schüttelte, war es dem alten

Manne immer, als rissen rohe, unbarmherzige Hände einem lieben Freunde das Gewand von den Gliedern, bis es in einzelnen Fetzen raschelnd und zerrissen am Boden lag. Und dann wartete er immer ordentlich ungeduldig darauf, daß endlich der weiche, barmherzige Schnee käme und alle frierenden Glieder mitleidig verhülle. Noch war es nicht so weit. Noch mußten Fridolin Gildenborn und sein Lindenbaum auf das weiße Winterkleid warten.

Immer mehr zerteilte sich der Nebel. Immer klarer wurden alle Nähen und Fernen.

Ein dumpfer, unbestimmter Ton mischte sich in das Glockenläuten vom nahen Dom. Der alte Mann öffnete weit das Fenster, beugte sich hinaus und lauschte. Der dumpfe, fremde Ton, der wie der Rhythmus eines unterirdischen Schmiedehammers klang, kam immer näher und näher. Und jetzt, wo das Glockenläuten verstummte, hörte man deutlich, daß es marschierende Soldaten waren. Auf den Straßen sammelte sich neugierig gaffendes Volk, und auch am Bürgerhof standen sie und starrten dem Kommenden entgegen.

Dicht unter Gildenborns Fenster stand ein ehrjamer Schreinermeister und ballte die Fäuste in den Hosensäcken. Und laut und ingrimmig sagte er zu seinem Nachbar:

„Wenn das so weiter geht, ist Worms in wenigen Monaten blutarm.“

Der Nachbar nickte.

„Und nun seht, was da wieder einrückt! Das gestern eingerückte Bataillon hat die Stadt wieder verlassen, aber dafür solls heute noch schlimmer werden. Hört Ihr das Dröhnen? Das sind ja auch entgegen der Capitulation Eskadronen zu Pferde.“

Und die Wormser wandten sich und gingen zähneknirschend in ihre Häuser. Denn sie sahen hinter dem bunten Schauspiel die furchtbare Last und Bürde, unter der sie ersticken würden. (Fortsetzung folgt.)

Die Sonne siegt!

Die Sonne siegt.

Und ist die ganze Welt auch trübe,
Und scheint auch alles Grau in Grau.
Ja, meint Ihr denn, daß es so bliebe,
Der Himmel wird ja wieder blau.
Und wenn die Menschen all verzagen,
Und jeder in die Wolken blidt,
Und wenn sie immer wieder klagen,
Ich weiß, daß meine Sonne siegt.

Selga Weib.

Gesegnete Heimkehr.

Novelle von Wilhelm Lennemann.

Der Bauer Heinrich Rohde marschierte durch die blauen Dämmer einer hohen Sommernacht. Er war sein Lebtag durch viel Arbeit und Not gegangen. So empfand er die dunkle Stille und Ruhe wie ein köstliches Geschenk.

Aus dem Westfälischen waren seine Voreltern vor 100 Jahren und mehr nach Posen ausgewandert und hatten es dort zu leidlichem Wohlstande gebracht. Nun hatte die harte polnische Frau sie wieder in die alte Heimat zurückgeworfen. Nur wenig hatten sie zu retten vermocht. Kaum daß es genügte, eine kleine Axt und einige Ader zu erwerben. Als Rusbauern mußten sie wieder anfangen. Aber durch Sommer und Winter, durch Saat und Ernte mußten sie sich voran, ja, sie hatten vor drei Jahren von dem alten kränklichen Großbauer Schulte-Ennepe einige Ader in Posen hinzunehmen können, und schon dachten sie an den Kauf eines Pferdes, da setzte das Unglück ein: der Vater starb innerlich weniger Tage an einer heftigen Lungenentzündung, und ihn selbst schlugen im Vorjahre die Grausamkeiten einer heftigen Liebe. Das Schicksal hatte ihn mit der Tochter eben jenes Großbauern zusammengeführt; als er dann den Vater um das Jawort anzugehen gedachte, hatte der ihn gar nicht zu Ende sprechen lassen und ihn mit stolzen Worten vom Hofe gewiesen. Heinrich Rohde war fremd und arm; zwei gewichtige Gründe für den Bauer, ihn zu mißtrauen. Er aber hatte die Abfuhr nicht verwinden können und hatte sich, um seinen Schmerz zu betäuben, auf ein Jahr im Hannoverschen als Knecht verdungen.

Und nun kam er wieder heim, und gleich sprangen auch die alten Erinnerungen quälend auf. Er wußte, sein Herz hatte nicht

vergeffen. Schneller Schritt er zu. Wie würde die Mutter erschreckt auffahren, wenn er sie nun aus dem Schlafe riß! Aber nein, es war es wohl besser, er kroch in den Schuppen und wartete den neuen Tag ab.

Mit einem Male stockte sein Schritt. Er stand vor dem verpackten Ader. Gerste stand darauf, reife, schwere Gerste. Er fuhr mit der Hand durch die Halme; sie waren hart und trocken, waren schneidereich.

Und ein Gedanke schoß in ihm auf und ward gleich zur Tat. Mit langen, hastigen Schritten eilte er dem Hause der Mutter Diebesleise schlich er über den Hof in den Schuppen, tastete der Wand, hatte die Sense vom Nagel, griff den Stein vom Brett und verließ wieder in aller Heimlichkeit das kleine Gehöft. Und dann stand er wieder vor dem Ader; breit und fest stellte sich hin, als müsse er den Grund halten und die Erde ihn. Er hielt die Sense vor sich wie ein Banner. Und dann holte er weit aus, und breit und rund tanzte die blühende Klinge durch die Ähren. Opferwillig und schwer fielen sie zur Erde.

So schnitt der Heimehrer Streifen um Streifen, tiefer Seligkeit und heiligster Inbrunst voll. Und er merkte kaum, wie die Stunden zerrannen und die Sterne verblichen. Er schüttelte nur die harte Erde unter sich und Gottes Himmel über sich. Er stützte sich auf die Sense. Verkommen sah er auf das gewählte Feld.

„Na, Heinrich Rohde!“ schreute ihn eine Stimme. „Morgen! Der Mäher fuhr herum; der Großbauer stand vor ihm. Den Weg zurück schritten zwei Knechte, die wippende Sense auf der Schulter.

„Da habt Ihr ein artig Stück Arbeit hinter Euch! Wie kamt Ihr dazu?“

Der junge Rohde freute sich über das Lob. „Heut nacht bin ich heimgekommen, da sah ich das überreife Feld, und 's tat mir so, da hab ich mich gleich an die Arbeit gemacht. Und nun ist's getan!“ Seine Augen umgingen froh lachend den Ader.

„Ihr seid ein rechter Kerl, Heinrich Rohde, ungebeten habt ihr geschafft, wie soll ich's Euch lohnen?“ Zwei Augen sahen ihn lüchelforschend an.

„Was geht's Euch an, Bauer; ich hab' nicht um Euren Dank geschafft; für die Mutter hab' ich's getan!“

„Ach so“, kam die erstaunte Antwort, so habt Ihr gar nicht gewußt. „er stockte, er sah den Heimehrer ungläubig an.

„Sprecht weiter“, schrie der Schnitter und trat einen Schritt auf den Bauern zu; tausend Ängste und Räte jagten in ihm, was hab' ich nicht gewußt, Bauer?“

Der Schulte-Ennepe tat verlegen. „Na, wissen müßt Ihr's doch. Also, die Nacht ist nicht erneuert! Der Ader hier ist mein!“

Kein Wort sprach der Gefoltete; nur ein böser Blick flog dem Schulte an. Ein Fluch blieb würgend in der Kehle stecken. Dann wandte er sich und schritt schwer und gedemütigt dem mitterlichen Hause zu.

Gerade wurden die Fensterläden aufgeschlagen, als er über den kleinen Hof ging.

„Heinrich!“ Die Mutter lief ihm entgegen; sie griff seine Hand; sie umarmte ihren großen Jungen.

„Gott segne deine Heimehr“, sagte sie feierlich und geleitete ihn ins Haus.

„Der Teufel hat sie schon gesegnet, Mutter!“ erwiderte er bitter. Er warf sich auf einen Stuhl.

Und in Frage und Antwort hellte sich das Dunkel, und nun wurde die Mutter, wie bitter die Nacht ihren Sohn betrogen hatte.

Da öffnete sich wieder die Tür, und der Schulte trat ein. Die Frau wischte mit gewohnter Geschäftigkeit einen Stuhl ab und schob ihn dem Bauer zu.

Er setzte sich umständlich. Er sah den Heimehrer mit ruhigen Augen an.

„Habt Ihr Euch von dem Schreck erholt?“

„Nichts mehr davon, die Sache ist abgetan, und Euren Dank hab' ich nicht!“

„Ihr werdet ihn schon annehmen“, klang es siegesicher und gar nicht unfreundlich. „Da höri einmal zu: Ich hab als Schulbub eine Geschichte lernen müssen, wie Jakob auf der Heimehr in sein Vaterland in einer Nacht mit seinem Herrgott gekommen hat und gesegnet wurde. Ich mein', Ihr hättet heut nacht einen solchen Kampf gehabt und wartet nun auf den Segen!“

Der junge Bauer bremte sich unwirsch um: „Ich verstehe nicht! Sagt rund heraus, was Ihr von mir wollt; oder Ihr gar nur gekommen, meiner Mutter die Tageszeit zu sagen?“

„Wenn Ihr mir nicht wieder davontrennen wollt wie heute, so hätt' ich wohl noch ein Wörtlein mit Euch zu reden; Ihr mit mir, wie Ihr wollt!“ Das klang beinahe belustigend.

„Ich bleib und hör' schon!“

„Na also!“ Der Großbauer erhob sich und trat auf den Hof zu. Und was er nun sagte, holte er aus einem ganz neuen Schatzfach seines Herzens hervor, so feierlich und ernst wie er: „Wißt Ihr noch, Heinrich Rohde, als Ihr vor einem Ader vor mir standet auf dem Hofe?“

„Daß ich's noch weiß!“ Eine dunkle Rote flammte über das Gesicht des jungen Bauern.

„Da hab' ich zu Euch gesagt: Ich legne Euch nicht, Euch nicht und Eure Art! Da wußt' ich nicht, ob Ihr Tagelöhner oder Bauer Eures Landes würdet!“ Und mit starker Stimme fuhr der Großbauer fort: „Aber jetzt weiß ich, daß Ihr ein rechter, braver Bauer seid. Diese Nacht hab' ich Eure Art erkannt! Und nun, ich hab' Euch an jenem Tage nicht ausreden lassen; ich mein', Ihr hättet etwas von mir erbitten wollen. Meine Tür steht Euch offen, Heinrich Rohde, heute, den ganzen Tag über!“

Dem starken Butschen war's während der Rede, als rissen ihn Hände hin und her. Er griff die Stuhllehne und presste sie hart zwischen den klammernden Fingern.

„Also schlagt ein, Heinrich Rohde, auf ein gut Verträgnis!“ Da ergriff dieser die Hand; aber kaum vermochte er aus geschnürter Kehle ein kleines Wörtlein herauszupressen.

„Die Stunde will ich Euch nimmer vergessen; ich danke Euch!“

Und als dann der Schulte die Tür hinter sich ins Schloß getan ging die Mutter auf ihren noch immer still und stumm dastehenden Sohn.

„Der Herr segne deine Heimehr! Heinrich!“

Da widersprach er nicht mehr, und ein leises, seliges Lächeln blähte wie Frührothleuchten um seine schmalen Lippen.

Sendefieber.

Von Richard Gerlach.

Mein Herz war nicht leicht, als der Ansager mich aus dem Wartezimmer holte. Ein Hustenreiz kitzelte meine Kehle, meine Stimmbänder schrumpften plötzlich zusammen. Ich spürte, wie das Blut in meine Wangen stieg.

„Ach, wie oft habe ich die Fassade der Leute beneidet, die unverlegen stets ihr Gleichgewicht bewahren. Ich habe leider nicht dies Talent.“

Schon traten wir in den Senderaum. Obgleich es hier wahrscheinlich ganz hell und klar war, sah ich wie durch Nebel ein Pult, einen Stuhl. Der Ansager forderte mich lächelnd auf, Platz zu nehmen. Ich zog mein Manuskript aus der Tasche. Ein Instrument wurde auf mich zu geschoben. Ein Lichttafel leuchtete auf.

„Achtung, Sie hören jetzt.“

Während sein angenehmes Organ klang, dachte ich, jetzt muß du gleich in das Weltall schreien. Welche Kühnheit, der Welt mit seinen bescheidenen Kenntnissen gegenüberzutreten, wie unzulänglich und fragmentarisch war doch das, was ich zu sagen hatte. Meine Zuhörer würden die Köpfe schütteln, würden gähnen und den Apparat abstellen. Durfte ich wagen, in ihre Einsamkeiten hineinzu sprechen? Datten meine Gedanken wirklich das Gewicht, den und jenen zu bereichern? Für die andern konnte mein Mund ohnehin nur ein lästiges Geräusch hervorbringen.

Ich kannte einige Hörer. Hunderttausende kannte ich nicht, unsichtbaren Mächten sollte ich mein Inneres preisgeben.

Das Mikrophon ist unbestechlich, es verrät jede Halbheit, jede Übertreibung, jede Unehrlichkeit. Also, du fängst ganz einfach an, außerdem steht's ja vor dir auf dem Papier. Du mußt natürlich nicht den Text herunterleiern, sondern ein bißchen wie zu einer Volksversammlung reden.

Man würde dich jetzt gleich in der Hotelhalle von San Sebastian hören, die Lady Murray verstand zwar ein wenig deutsch, aber sie konnte jedenfalls den Mistklang oder Wohlklang deiner Sprache ganz gut heraushören, sie würde schon merken, ob es gestümpert war. Die Holländer in ihren halbdunklen von oben beleuchteten Stuben tranken jetzt vielleicht ihren starken Tee; sie verstanden etwas von Qualität, sie würden den Inhalt meiner Gedanken wie Kaffee oder Baumwolle gegen das Licht halten, zwischen den Fingern verreiben. Ich sah eine Schneiderwerkstätte und ein Sanatorium, eine Wohnküche und ein Schloß, ein Schiff auf dem Ozean und einen Bauernhof. Ingeborg hatte mir seit zwei Jahren nicht mehr geschrieben, ob sie vielleicht zuhörte? Ich sah sie ja nicht dabei. Ich könnte vielleicht an passender Stelle einfließen, daß ich mich über einen gewissen Brief doch riesig freuen würde.

Der Ansager machte mir drohende Zeichen, ich merkte, daß alles um mich stumm war. Ein Nausen schwoh mir entgegen. Und ich tat ganz von selbst den Mund auf und begann.

Ich sah nicht viel auf das Papier, ich wußte ja, was da stand. Der Ansager war hinausgegangen, das Instrument rührte sich nicht. Einerlei, ob die Weltgeschichte nun eingeschaltet war oder nicht, allmählich kam ich in Schwung. Ich sah Berge und das Meer und vergaß alle Skeptiker und sogar Ingeborg. Ob, es ging ganz gut.

* „Freiherr vom Stein.“ Von Professor Dr. Fr. Schnabel. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) An wissenschaftlichen und populären Biographien des Freiherrn vom Stein ist kein Mangel. Aber die Bücher der Fachwissenschaft sind mit umstrittenen Hypothesen der Autoren belastet, während die populären Darstellungen nicht auf die primären Quellen zurückgehen. Der Verfasser der neuen Stein-Biographie hat mit der ihm eigenen Methode der Forschung und Darstellung seiner Werke unmittelbar auf die Dokumente gegründet, aber zugleich eine strenge Auswahl des Stoffes getroffen, so daß nur jene Tatsachen und Vorgänge geschildert und erörtert werden, die historisch wirksam geworden sind und unserer Gegenwart etwas bedeuten. So wird hier zum ersten Male eine Stein-Biographie geboten, aus der sich die gebildete Welt über die Persönlichkeit, das Lebenswerk und die geschichtliche Stellung dieses unvergleichlichen deutschen Staatsmannes kurz und eindringlich unterrichten kann. Gerade in unserer Zeit, die mit der preußischen Reformzeit vor 125 Jahren so viele verwandte Züge aufweist, sind die Gedankengänge Steins von aktuellem Interesse. Der Anhang verzichtet absichtlich auf die übliche Aufzählung der gelehrten Literatur und gibt dem Leser einen Beweiser zu den Dokumenten.

* „Preußen nach dem Westkriege“, Aufbau und Wirken des Freistaates Preußen in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. Sawel. 144 Seiten mit etwa 200 Bildern in Kupferdruck. (Gilde-Verlag G. m. b. H., Köln.) In der staatsbürgerlichen Schriftenreihe des Gilde-Verlages, die einer umfassenden, vollständig anschaulichen Schulung der Jugend aller Schularten und des Volkes dient, ist eine neue Schrift erschienen: „Preußen nach dem Westkriege“. Der bekannte Pädagoge und Lichtbildfachmann Dr. Sawel, der in dieser Reihe schon die illustrierte Reichsverfassung sowie „Deutschland nach dem Westkriege“ herausgegeben hat, ist auch der Verfasser dieser Schrift. Er veranschaulicht das Wirken Preußens nach dem Westkriege im Rahmen seiner Verfassung klar und leichtverständlich. Der Verfassungstext selbst kommt vollständig zum Ausdruck, wird aber durch Wort und Bild ausgestaltet. Das Kernstück der Preußischen Verfassung, die Selbstverwaltung, ist besonders eingehend behandelt und mit guten, schematischen Zeichnungen sinnfällig erläutert.

* Rolf Marben: „Ritter der Luft“. (Broschur u. Co., Hamburg 36.) Eine einzigartige Sammlung von Zeppeleinabenteuern im Weltkrieg. Aus den Erzählungen der deutschen Zeppeleinheiten, die Rolf Marben gesammelt und bearbeitet hat, klingen packend und spannend die Gefahren und Abenteuer ihrer Kriegsfahrten. Es klingt daraus die Geschichte einer technischen Entwicklung und eines heldenhaften Menschentums, das hier aus persönlichen Erinnerungen, aus Fahrtberichten und Photographien zu lebendigem Gedächtnis erweckt wird.

* Zoe Lederer: „Drei Tage Liebe“. (Universitas, Deutsche Verlags-AG., Berlin W. 50.) Die Liebe zweier einfacher, junger Menschen wird hier zum großen Erlebnis. Wer wagt es heute noch, in unserer zerquälten und nüchternen Welt, eine einfache, schlichte Liebesgeschichte zu schreiben; und wem gelingt es wie Zoe Lederer, zärtlich und doch mitreißend, herb und doch voll verhaltener Innigkeit, ganz unabgelenkt durch äußere Ereignisse, die Liebe selbst wirklich zu erfassen? — Es geht diesmal um die elementare Liebe des Möbepackers Franz und des Dienstmädchens Lena, die eben erst vom Lande in die Stadt gekommen, unberührt und unerfahren. Am dritten Tage erwacht aus dem Gegenstand die Katastrophe. Doch erst im tragischen Geschehen entfaltet sich das Gefühl der Liebenden zu seiner ganzen Kraft, steigert sich die Gestaltungskraft der jungen Dichterin zu ihrem Gipfel. — Der Roman ist aus dem Manuskript des gleichnamigen Tonfilms entstanden, der mit Hans Albers und Käthe Dorsch auch in Wiesbaden erfolgreich gespielt wurde. Das Buch ist noch zarter und schöner als der Film.

* Erik Müller-Parientzen: „Schön ist's auf der Welt“, Geschichten. (Verlag L. Staackmann, Leipzig.) Mit dem Titel ist das Besondere dieser neuen Sammlung, deren Geschichten fröhlich in ihrem Ernst, nachdenklich in ihrer Heiterkeit sind, gekennzeichnet. Ob uns der Dichter nun von dem gesunden, derben Mutterwitz oberbayerischer Bergführer, von der Komik und dem Unfuss eines starren Prüfungssystems, von der tiefinnersten Trö-

stlichkeit und Lebenskraft einer einfachen, schwergeprüften Frau aus dem Volke, von dem ausgeglichenen Lebensmut eines früh erblindeten Knaben, oder dem Reichtum und dem Segen einer kinderreichen Familie erzählt, immer irgendwie, in allem Ernst und aller Tragik, die das Dasein mit sich bringt, sieht und preist der Dichter die Schönheiten des Lebens, die sich in tausendfältigem Wechsel und tausendfältiger Form, im Größten wie im Kleinsten, offenbaren, wenn man sie nur erkennen und sehen will.

* Walter Harig: „Primer“. (Verlag Mitten, Berlin.) Sehr interessant setzt sich Harig mit der Jugend von heute auseinander; mit jener Generation, die unter der Schwere der Nachkriegszeit herangewachsen ist und die die vielfältig ihr entgegengerichteten Vorbehalten unserer Zeit wohl begreift, aber nicht zu meistern weiß. Harig schildert ihr Ringen nach eigener Persönlichkeit, ihre Sehnsucht nach Freiheit des Lebens und ihre mannigfachen Mühen.

* „Humor um uns!“ Ein lachendes Hausbuch. Von Hanson bis Zuckmayer, von Wilhelm Busch bis Zille. Einführung von Roda Roda. (Verlag Paul Franke, J. B. Paul Franke u. Rudolph Senkel, G. m. b. H., Berlin.) Ein Bringer froher Laune, ein Grillen-Verjäger und Griesgram-Bekämpfer. Paul Simmel gibt aus seiner Mappe einige seiner wichtigsten Blätter her; ihm tritt Walter Trier mit seinen lustigen Idyllen zur Seite, Karl Arnold und viele andere Meister unserer Zeit, darunter einige glückliche Entdeckungen und Darbietungen Landwehrmister, wie Feininger, Finetti, Bruno Paul, Sellemann, Paul Haase usw. Den Hauptinhalt bilden heitere Kurzgeschichten von oft überwältigender Lustigkeit. Sie werden eingeleitet von Roda Roda, dem „Erfinder der deutschen Anekdote“. Dann erhält Carl Zuckmayer das Wort. Josef Winkler bringt drei Streiche des „Tollen Bombers“, Ullrich die lustige Episode einer Rheinreise. Es folgen — um nur einige Namen zu nennen: Heinrich Mann, Kinkel, Hans Reimann, Mühlenschulte, Peter Panter, Prescher, Roellingshoff und noch viele andere Auserlesene aus der Schar der „Ritter vom silbernen Lachen“. Original ist auch das Inhaltsverzeichnis vorn; es bietet keine troden Aufzählung der Namen, sondern bringt die Porträts der Zeichner — zumeist Selbstkarikaturen — und darunter die Seitenzahl ihrer Beiträge. Die Bildnisse der Autoren werden auch gegeben und zwar am Kopf ihrer Humoresken, sie sind von Dolbin und Erich Büttner gezeichnet. Alles in allem: ein Buch, das seinen Haupttitel „Humor um uns!“ ebenso verdient wie seinen Untertitel „Ein lachendes Hausbuch“.

* „Hemmung und Herrschaft auf dem Griffbrett.“ Von Siegfried Eberhardt. Auf 300 Seiten Groß-Oktav mit 8 Bildtafeln — bringt dies Buch jedem Geiger, und wohl auch jedem Künstler, dem Hemmungen seines Leistungsvermögens den Aufstieg erschweren, die Lösung der Erfolgsfragen. Der Umstand, daß es Stellen gibt, in deren Verlauf die Schwierigkeiten plötzlich verschwinden, erscheinen, das Rätsel eines Zufalls-Gelingens, deckt Eberhardt in seinen Ursprüngen auf. Die Frage lautet nicht mehr: was ist und bedeutet die Hemmung, sondern: auf welchen zur Zeit ganz unbekannten Ursachen beruht das Gelingen und die Hemmungsfreiheit, kurz — der Erfolg! Der Verfasser weist nach, daß dieser Erfolg auf der Zweckmäßigkeit ureigentümlicher Funktionen beruht, die Verschiedenheit des begabten Geigers vom „geborenen“ Geiger deckt Eberhardts Lehre in einer klarverständlichen Analyse des Kunstvorganges auf; auch die Frage des Scheiterns selbst artheter Begabungen findet hier ihre Lösung; ebenso das Scheitern so mancher vielversprechenden Wunderkinder. Und so erweitert sich das psychologische und physiologische gleich interessante Buch zu einer Lösung des künstlerischen Ausdrucksproblems schließlich, indem es die Frage nach dem Erfolgs der Arbeit im positiven Sinne löst! (Max Hesses Verlag, Berlin-Schöneberg.)

* John Galsworthy: „Villa Rubina“, Roman. Deutsch von Leon Schall. (Verlag Paul Zsolnay, Wien.) Aus der Liebe einer schönen Engländerin und eines deutschen Malers erwächst der Kampf des revolutionären Künstlertums gegen die Gesellschaft. Trotz aller Widerstände bauen die beiden jenseits der Schranken der Tradition ein neues Leben auf. Inmitten der südlichen Schönheit wohnt Galsworthy sein Werk spielen. In dem Kampf zwischen Fortschritt und Beharren, zwischen Draufgängertum und Besinnung liegt der Hauptreiz des klar konzentrierten, temperamentsvollen und von hoher lyrischer Schönheit erfüllten Buches.